Nr. 273. 6. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Post-atalogs 2761) ohne Bringegeld vierteljährl. M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Stengele in Hamburg.

Sonnabend, den 19. November 1892.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Polizei-Behörde
Abtheilung IIb.
den 1. November 1892.

Hierzu eine Beilage.

Vom Parteitage.

Berlin, 17. November.

○ Der bürgerlichen Presse ist unser Parteiparlament nicht interessant genug; es liefert ihr nicht genug Stoff zu persönlichen Klatschereien, Spöttereien und pikanten Witzeleien. Die Leute, welche hochnäsig in den Verhandlungen des Kongresses „nichts von besonderem Belang“ finden wollen, trachten damit nur, zu verbergen, wie dürftig ihres eigenen Geistes Acker bestellt ist. Ohnehin ist die Sozialdemokratie nicht verpflichtet, für das Amüsement des sensationslustigen Spießbürgerthums zu sorgen. Sie erfüllt eine demokratische Pflicht, indem sie für ihre Verhandlungen die weiteste Oeffentlichkeit anordnet. In dem Sitzungssaale befinden sich eine Menge von Journalisten, die zum Theil für die gehässigsten gegnerischen Blätter schreiben und deren Berichte weder einer Zensur unterworfen, noch sonst irgend wie beschränkt werden. Hier ist volle Freiheit! Welche andere Partei hätte den Muth, ihre inneren Parteiangelegenheiten so vor den Ohren und Augen der ganzen Welt zu verhandeln! Die Sozialdemokratie beweist damit nicht nur ihre innere Stärke und, bürgerlich zu reden, ihr gutes Gewissen; sie zeigt auch Jedermann, daß sie ihre Geschäfte ehrlich betreibt und keineswegs „lichtscheu“ ist, wie es ihr gewisse Leute andichten möchten, die sich nun einmal eine Arbeiterbewegung nicht anders als nach dem Muster der Bourgeois-Verschwörungen vorstellen können. Eine solche Partei, wie die Sozialdemokratie, hat es noch niemals gegeben; sie ist selber ganz neu, wie sie neue gesellschaftliche Gebilde anstrebt.

Wer das Wesen und den Geist der modernen Arbeiterbewegung versteht, für den bietet dieser Parteitag, der dritte seit dem Falle des Sozialistengesetzes, des Interessanten genug. Aus den Reden und Anträgen ist zu vernehmen, daß der sozialistische Gedanke sich immer mehr einwurzelt in den gewaltigen Massen des Proletariats, daß er immer weitere Kreise in seinen Bereich zieht. Der Eifer der Vorkämpfer dieser Klasse ist unermüdlich. Ohne Unterlaß sind, wie man aus dem Verlauf der Arbeiten ersieht, viele Tausende von Arbeitern bemüht, unter ihren Klassengenossen das erlösende Licht der sozialistischen Aufklärung zu verbreiten, und in selbstloser Hingabe opfern sie einen Theil ihrer sauer erworbenen Pfennige zu diesem Zweck, um die nothleidenden Brüder zu dem großen Bunde der Armen und Unterdrückten heranzuziehen. Wie kläglich stehen dem gegenüber die herrschenden Klassen da, welche dem Volke den Tempel der Wissenschaften verschließen und sich ganz und gar dem Mammonismus mit seinen Brutalitäten und seinen Orgien widmen möchten. In diesem Bestreben werden sie von der Sozialdemokratie recht unbehaglich gestört. Wenn sie sich mit den seichten Witzeleien ihrer literarischen Dienstboten darüber trösten können, sei ihnen das unbenommen; aber wir glauben das nicht. Denn ihr Gelächter klingt gar sehr gezwungen und ihr Hohn ist erkünstelt. Die Verständigeren unter ihnen fühlen, daß der Sozialismus die neue Macht darstellt, welche bestimmt ist, die alte Klassenherrschaft abzulösen. Ihnen graut vor dem „Nivelliren“, d. h. sie wollen ihre Vorrechte nicht aufgeben und sie zittern vor einer Zukunft, welche aus den Menschen freie Wesen machen will, während sie heute nur aus Sklaven und Sklavenhaltern bestehen.

Der Philister, der alle Tage in seiner Zeitung die unglaublichsten Faseleien über den von Eugen Richter erfundenen angeblichen sozialdemokratischen Zwangsstaat liest, muß manchmal doch staunen, wenn er sieht, wie die „Wühler“ und „Umstürzler“ in nüchterner und ruhiger Weise praktische Angelegenheiten behandeln und demgemäß beschließen. Wo bleiben da alle die Hirngespinnste und die tollen Phantasien, die immer wieder zum Vorschein kommen, wenn die bürgerliche Presse es für gut findet, das „rothe Gespenst“ heraufzubeschwören und die Philister in's Bockshorn zu jagen. Das wird indessen von Jahr zu Jahr schwieriger. Deutschland gewöhnt sich an seine Sozialdemokraten und das bedeutet so viel wie den endgültigen Sieg der letzteren. Wie lange ist's her, daß freche, besonders dazu gedungene literarische Lohndiener der Bourgeoisie zu behaupten wagten, der Sozialismus sei etwas „Fremdes“ und seine Bekenner hätten keinen Anspruch darauf, als Deutsche in Deutschland zu wohnen. Die Arbeiterbewegung, so international sie ist, erscheint heute als ein mächtiger Faktor des gesammten nationalen Lebens und sie wirkt bereits tief auf die gesammte Entwicklung Deutschlands ein. Das kann aus den Verhandlungen dieses Parteitages Jedermann erkennen, der Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören.

Wie lange wird es noch dauern und Alles, was in Deutschland noch frisch, lebendig, unverfault und entwicklungsfähig ist, wird sich in der Sozialdemokratie konzentriren. „Alle Zivilisation verfault und stirbt ab, die nicht aus den niederen, verachteten Schichten des Volkes ihre Nahrung empfängt,“ sagte 1848 ein Denker in der Paulskirche zu Frankfurt. In der That, während die herrschenden Klassen im Schlamme der Korruption zu versinken drohen, regt sich in der Arbeiterwelt um so frischer jener schöpferische Geist, der die Neuerungen in den gesellschaftlichen Zuständen vorbereitet und ankündigt.

So hält der Parteitag, bewußt oder unbewußt, der bürgerlichen Gesellschaft einen Spiegel vor, in dem sie die fahlen Züge ihres eigenen abgelebten Antlitzes erblickt. Angstvoll bebt sie davor zurück und ihr gezwungenes Hohngelächter soll uns auch darüber täuschen.

Es täuscht uns aber nicht!

Von der Weltbühne.

Zu den bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen schreibt man dem „Hannov. Cour.“ aus Berlin:

„So kurz vor Beginn der Reichstagssession, wie in diesem Jahre, ist der Arbeitsstoff für den letzteren noch nie festgestellt worden. Für die letzte Entscheidung über den Etat wird der Bundesrath noch eine Sitzung abhalten. Wahrscheinlich wird auch die Militärvorlage noch im Plenum des Bundesrathes vor der Eröffnung des Reichstages für den letzteren abgeschlossen werden. Die noch ausstehende Entscheidung ist, wie mit Bestimmtheit versichert wird, lediglich eine Formalität. Es wird angenommen, daß die Militärvorlage schon am nächsten Dienstag, spätestens aber nach Konstituirung des Reichstages, am Mittwoch, zur Vertheilung komme. In diesem Falle würde möglicherweise der Reichskanzler Graf Caprivi die Einbringung der Vorlage besonders mit einer Rede begleiten. Ein solcher Vorgang war bislang im Reichstag nicht üblich. Es wird daher auch für wahrscheinlich gehalten, daß die einleitende Rede des Reichskanzlers erst bei der ersten Lesung des Gesetzes erfolgt. Doch ist darüber, sicherem Vernehmen nach, noch kein Beschluß erfolgt. Die Frage, ob die erste Lesung des Reichshaushaltsetats, der jedenfalls bereits fertiggestellt ist, der der Militärvorlage vorangehen soll, ist noch offen und dürfte wahrscheinlich von dem Zeitpunkt des Erscheinens der beiden Gegenstände abhängig bleiben.“

Die Reichssteuervorlagen sollen im Laufe der nächsten Woche an den Bundesrath gelangen. Die Anwesenheit des baierischen Finanzministers in Berlin hängt mit der Fertigstellung dieser Vorlagen, wie offiziös mitgetheilt wird, zusammen. „Wenn schon Einigkeit über die Reichssteuervorlagen erzielt wäre,“ bemerkt dazu die „Freis. Ztg.“, „so brauchte der baierische Finanzminister nicht erst zu Konferenzen nach Berlin zu kommen. Unmöglich wird man dem Reichstag zumuthen können, in eine erste Berathung über den Reichshaushaltsetat und die Militärvorlage einzutreten, bevor mit den Reichssteuervorlagen das finanzielle Material zur Beurtheilung der Sachlage vollständig vorliegt.

Vielleicht wird sich Herr Eugen Richter in dieser Annahme doch irren, denn die Reichsregierung hat es offenbar sehr eilig mit der Militärvorlage und wird sie nicht erst einer erneuten wochenlangen öffentlichen Diskussion aussetzen wollen, ehe die Entscheidung fällt.

149 Millionen Mark soll nach dem nächstjährigen Reichshaushaltsetat das Reich wieder pumpen. Wir brauchen Geld, viel Geld für unser herrliches Kriegsheer und da legt man auf die schon vorhandenen zirka 1½ Milliarden Schulden mit leichtem Muthe noch anderthalb hundert Millionen darauf. Die zukünftigen Reichsbürger mögen dann sehen, wie sie mit diesem lieblichen Vermächtniß fertig werden. Im vorhergehenden Etatsjahr bezifferte sich der Anleihebedarf auf 137½ Millionen Mark. Grade weil der Anleihebedarf des vorigen Jahres so außerordentlich groß war (allein 120 Mill. Mk. entfielen davon auf die Militär- und Marineverwaltung) glaubten hoffnungsvolle Leute für 1893/94 einem geringeren Anleihebedarf entgegensehen zu können. Es scheinen aber wiederum besondere außerordentliche Aufwendungen für das Militär- und Marinewesen beabsichtigt zu sein. — Und dabei muß man festhalten, daß derjenige Anleihebedarf, der im Gefolge der neuen Militärvorlage nöthig wird, in die obige Summe „noch gar nicht einbegriffen ist. Der Anleihebedarf aus der Militärvorlage beträgt aber schon allein für das Jahr 1893/94 61 Millionen Mark. Wird die Militärvorlage Gesetz, so werden also die Aussichten noch schöner.

Die preußischen Finanzverhältnisse malen die offiziösen „Berl. Pol. Nachr.“ Grau in Grau. Das Blatt schreibt: „Das Gesammtergebniß der Etatsverhandlungen ist leider insofern als ein wenig günstiges zu bezeichnen, als sich im Verlaufe derselben das aus den ersten Etatsanmeldungen gewonnene unbefriedigende Gesammtbild der augenblicklichen Finanzlage nicht gebessert, sondern eher verschlechtert hat. Das gilt sowohl von den eigenen Einnahmequellen Preußens, als von dem finanziellen Verhältnisse zum Reiche. Nur durch die strengste und ausnahmelose Beschränkung der Mehrausgaben auf das unabweisbar Nothwendige wird es möglich sein, das Defizit des nächsten Jahres in niedrigen Grenzen zu halten.

„Wenn unter den Ursachen der rückläufigen Bewegung der preußischen Finanzen auch solche von vorübergehender Natur sind, so hat man es dabei doch im Wesentlichen mit solchen von dauernder Art zu thun. Das finanzielle Verhältniß zum Reiche dürfte trotz des künftigen Einnahmezuwachses aus der Ermäßigung und dem demnächstigen Fortfall der Zuckerausfuhrprämien sich Angesichts des steigenden Bedarfs für den Reichszuschuß zur Invalidenversicherung und für die Reichsschuld schwerlich sobald bessern. Ebenso wenig ist in absehbarer Zeit wieder auf Eisenbahnüberschüsse in ähnlicher Höhe wie vor 1890 zu rechnen, und wenn wider Erwarten solche einträten, würden sie auch nicht wieder zur Deckung der laufenden Ausgaben voll herangezogen werden dürfen. Es liegt daher auf der Hand, daß bei dieser Lage der Dinge der Staat auf die Ertragssteuern einschließlich der Bergwerksteuer nicht verzichten kann, wenn ihm dafür nicht voller Ersatz in quanto und quali geboten wird. Wer daher den Verzicht des Staates auf jene Steuern will, wird sich auch zur Bewilligung vollen Ersatzes bereit finden lassen müssen.“

Die Beschränkung der Mehrausgabe hat sich nach der offiziösen Weisheit natürlich nicht auf das Militär zu erstrecken. Hier heißt es: Immer mehr Geld her. Wenn auch für Kulturzwecke nichts übrig bleibt, was schadet's, wenn wir nur das größte Kriegsheer haben.

Gegen die Militärvorlage protestirten ferner Versammlungen in Schweinau (Referent Grillenberger), Käferthal (Referent Weber), Rohrbach bei Heidelberg (Referent Jordan-Mannheim) — In Hessisch-Oldendorf wurde eine Volksversammlung aufgelöst, nachdem Genosse Niehoff-Hannover über die Militärvorlage referirt hatte. — In Mülhausen i. E. konnte die geplant gewesene Protestversammlung nicht abgehalten werden, weil der Bezirkspräsident die Erlaubniß verweigerte. Ohne diese dürfen nach dem in den Reichslanden gültigen französischen Gesetz politische Versammlungen nicht stattfinden.

Der „Segen“ der Kolonialpolitik für die deutschen Steuerzahler. Die „Voss. Ztg.“ schreibt: „Dem Vernehmen nach werden im nächstjährigen Reichshaushaltsetat zum ersten Male Pensionen zur Erscheinung kommen, welche an Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika gezahlt werden; es soll sich dabei um zwei Offiziere und vier Unteroffiziere handeln.“

Ueber die Motive des Bismarck'schen Geständnisses, betreffend die Emser Depesche, geht der „Köln. Volks-Zeitung“ aus Berlin eine durchaus glaubwürdige Erklärung zu:

„Die „göttlichen Sauhirten“, welche dem Altreichskanzler unberufen ihre Dienste leisten, arbeiten ganz sicher nicht nach seinem Sinn. Eben so wenig wie jener Redaktör, dem Bismarck eine politische Mittheilung „vertraulich“ machte, und der sie auch nicht abdruckte. Worauf der Altreichskanzler, als er die Nachricht noch immer nicht in den Blättern fand, ärgerlich ausrief: „Glaubt der Esel, ich hätte ihm die Mittheilung zu dem Zweck gemacht, um ihn in politische Geheimnisse einzuweihen!“ So auch in diesem Falle. Daran liegt dem Fürsten sehr wenig, als diplomatischer Tugendbold gefeiert zu werden. Wir haben ein Bischen herumgehorcht, wie die Sache zusammenhängt. Es sei, so hören wir, dem Altreichskanzler zu Ohren gekommen, gewisse Berliner Kreise hätten sein Verdienst als „Begründer Deutschlands“ zu schmälern versucht. Man habe — ganz im Sinne der „patriotischen“ Mythenbildung — geäußert, der Krieg von 1870 sei durch französische Frivolität gegen unser Wünschen und Wollen über uns hereingebrochen, darauf habe unsere tapfere Armee, mit König Wilhelm und Moltke an der Spitze, die frevlen Angreifer zu Boden geschlagen und nach dem Siege — jetzt kommt die Hauptsache! — wäre die Einigung Deutschlands kein Kunststück mehr gewesen, sie sei gewissermaßen von selbst zu Stande gekommen als natürliches Resultat der Entwicklung der Dinge, und wenn auch der unfähigste Staatsmann an der Spitze Preußens gestanden hätte, wäre es ihm kaum möglich gewesen, durch Thorheiten diese Entwicklung zu — hintertreiben.

„So ungefähr soll in manchen Kreisen eine mündliche Kritik gelautet haben, die man sich als Echo auf die Wiener Agitationsreise Bismarcks mit ihrer Herabsetzung des neuen Kurses zu denken hat, und ähnliche Gedanken sollen auch in einigen Broschüren zur Vertheidigung des neuen Kurses leise angedeutet sein. Angesichts dessen wäre der Sinn der Bismarck'schen Enthüllung, daß er demgegenüber offen hervortritt und sagt: „Nein, ich bin es gewesen, der damals den Krieg gewollt, weil ich den Zeitpunkt für den nützlichen hielt, und darum bin ich auch in Wahrheit der Begründer der deutschen Einheit.“ Bismarck will lieber das Odium auf sich nehmen, den Krieg provozirt zu haben, als auf den Ruhm verzichten, der Gründer des Deutschen Reiches zu sein.

„Das erscheint als die Wahrheit über die Entstehung dieser sonderbar verspäteten Kontroverse. Die weisen Thebaner der „Nat.-Ztg.“ haben es nicht begriffen, was es bedeutete, und die Leipziger Pythia in Rechtsanwaltsgestalt — Herr Hans Blum — auch nicht.“

Diese Darstellung erscheint um so glaubwürdiger, als sie thatsächlich dem Karakter des alten Reichsnörglers völlig entspricht, der nun einmal alles Andere eher erträgt, als zurückgedrängt zu werden. Seine unbegrenzte Eigenliebe hätte danach der Welt einen wirklichen Dienst geleistet.

Die Klagen der Agrarier über die „Noth der Landwirthschaft“ erfahren durch die Thatsachen oft eine ganz merkwürdige Beleuchtung. So durch folgendes Beispiel: Dem nächstens zusammentretenden Landtage von Sachsen-Meiningen sind bereits einige Regierungsvorlagen zugegangen, von denen die Domänen- und Landeskassenrechnung auf das Jahr 1890 die beachtenswertheste ist. Der Domänenkasse verbleibt bei einer Einnahme von M. 2 835 000 und einer Ausgabe von M. 1 707 000 ein Ueberschuß von M. 1 147 000, der zu gleichen Theilen zwischen Herzog und Land getheilt wird. Unter den Einnahmen ergaben die Forsten M. 1 935 000, sonach ein Mehr von M. 510 000 gegen den Voranschlag.

Und da jammern unsere Agrarier noch unausgesetzt über den Schaden, den die Herabsetzung der Getreidezölle von M. 5 auf M. 3,50 in Folge der Handelsverträge der Landwirthschaft verursacht habe.

Im Kreise Arnswalde-Friedeberg gehen die Wogen des Wahlkampfes sehr hoch. Unsere Genossen sowohl wie Freisinnige, Nationalliberale, Antisemiten und Konservative halten abwechselnd Versammlungen ab. Die antisemitische Agitation ist natürlich von dem üblichen Radau begleitet. Daß dieser nicht fehlt, dafür sorgen die Herren Pickenbach-Berlin und Werner-Marburg. Das dritte Wort dieser biederen Deutschlinge ist: „Juden 'raus!“ und das vierte: „Goldene und rothe Internationale“. Unsere Genossen sind den Antisemiten die fatalsten Gegner, weil sie ihnen überall, wo es nöglich, die Wahrheit sagen. So neulich in Arnswalde, wo Pickenbach in einer von 1000 Personen besuchten Versammlung auf Juden, Sozialdemokraten und Freisinnige schimpfte und die Konservativen bestmöglich herausstrich. Genosse Stabernack-Berlin und der Kandidat unserer Partei, Genosse Millarg-Berlin, widerlegten die Pickenbach'sche Salbaderei treffend, was die Antisemiten selber anerkannten, indem sie Beiden die Redefreiheit schmälerten. In Reetz, einer kleinen Stadt, gingen unsere Genossen in eine antisemitische Versammlung und vertheilten daselbst Flugblätter für Millarg, worüber die Antisemiten begreiflicher Weise äußerst ungemüthlich wurden. Zu ihrem Schmerze mußten sie dann hören, daß die schrecklichen Rothen auch in den Häusern der Stadt Flugblätter vertheilt hatten. In Friedeberg verübten die Antisemiten folgenden germanischen Koup: Unter Benutzung der wirthschaftlichen Abhängigkeit der Arbeiter, Handwerker u. s. w. luden sie diese ein zu einem Nachmittagskaffee nebst Kuchenessen; nachdem die Geladenen gegessen und getrunken hatten, kam man mit einer Liste, in welcher jeder Betheiligte sich einzeichnen mußte, um Mitglied des neuen antisemitischen Vereins zu werden. Außerdem hatte Jeder 10 ₰ abzuladen. Viele der solchermaßen gepreßten Mitglieder sind schon wieder ausgetreten. Als in Friedeberg und Umgegend verlautete, daß die Sozialdemokraten eine Versammlung mit Dr. Lützenau als Referenten abhalten wollten, gerieth Alles in Aufruhr. Unsere Genossen hoffen, daß in Friedeberg diesmal mehr Stimmen für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben werden, als im Jahre 1890, obwohl zu befürchten ist, daß bei der großen Abhängigkeit, in welcher die Arbeiter jenes Wahlkreises auch in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht leben, mancher Arbeiter fürchten wird, sein Brot zu verlieren, wenn er in der jetzigen Zeit des beispiellos elenden Geschäftsganges für unsere Partei stimmt. Jedenfalls werden unsere Genossen ihre ganze Kraft einsetzen, um das Wahlresultat für uns so günstig wie möglich zu gestalten.

Bei der Wahl zum lippischen Landtag in den Städten Lemgo, Blomberg, Salzuflen und Barntrup siegte der frühere Landtagsabgeordnete Schnitger, der kürzlich offen zur Sozialdemokratie übertrat, mit 587 Stimmen über den freisinnigen Gegenkandidaten, der 531 Stimmen erhielt.

Bei der Stadtverordneten-Ersatzwahl in Gassen erzielten unsere Genossen einen schönen Achtungserfolg. Es wurden für uns 50 Stimmen abgegeben, während die vereinigten Gegner nicht mehr als 95 Stimmen aufbrachten. — Bei der Stadtverordnetenwahl in Magdeburg-Sudenburg bekamen wir 180 Stimmen, die Freisinnigen 605, die Nationalliberalen 41. Im Jahre 1887, wo unsererseits zum ersten Male an der Stadtverordnetenwahl theilgenommen wurde, erhielten wir nur 19 Stimmen. Das Resultat ist also für uns günstig. Es würde aber ein noch weit besseres sein, wenn die Betheiligung an der Wahl nicht eine sehr starke Minorität gegen sich gehabt hätte, was, wie die „Volksstimme“ erklärt, unbedingt entmuthigend auf die Wähler gewirkt hat. Von 2248 eingeschriebenen Wählern stimmten nur 826 ab.

In den Armen liegen sich Beide. Der Bochumer Krieg zwischen Fusangel und Baare hat einer wahrhaft rührenden Harmonie Platz gemacht. Nachdem, wie wir schon mittheilten, Baare auf sein Mandat zur Stadtverordneten-Versammlung in der dritten Abtheilung verzichtet hat, um dort einem Anhänger des Zentrums Platz zu machen, empfiehlt Fusangel jetzt in der „Westf. Volks-Ztg.“ die Wiederwahl des Büreau-Chefs des Bochumer Vereins, des Herrn Generotzky, in der dritten Abtheilung. Bekanntlich ist es noch nicht sehr lange her, daß Fusangel den Einfluß des Bochumer Vereins in der Stadtverordneten-Versammlung scharf tadelte; bei dieser Gelegenheit erhielt auch Generotzky ein so reiches Maß von Vorwürfen, daß er in dem Steuerprozesse unter den Klägern figurirte. Es ist daher, wie aus Westfalen geschrieben wird, nicht zu verwundern, daß man in Bochum erzählt, bei der nächsten Stadtverordnetenwahl werde Herr Fusangel als Kandidat des Bochumer Vereins auftreten.

Der Kapitalismus ist eben stärker als die Parteifeindschaft. Vor den beiderseitigen kapitalistischen Interessen muß der alte Hader schweigen.

Haussuchungen wurden, wie der Telegraph berichtet, am Donnerstag in Berlin und in einzelnen Vororten bei mehreren anarchistischer Tendenzen verdächtigen Personen vorgenommen. Eine Anzahl anarchistischer Schriften, Korrespondenzen und Sammellisten wurden beschlagnahmt. Mehrere Personen sind verhaftet.

Beschlagnahme. In der Druckerei des „Vorwärts“ wurden am Donnerstag 4000 Exemplare eines Flugblattes: Landsleute, Handwerker, Arbeiter — Verlag von Otto Antrick — auf Requisition des Landgerichts Guben durch die Kriminalpolizei beschlagnahmt.

Wie Beamtenbeleidigungsprozesse entstehen, dafür liefert das „Reichsblatt“ einige Beiträge:

Ein Bauer in der Neumark klagte den Gemeindevorsteher beim Amtsvorsteher an, daß er die Gemeindebücher nicht richtig geführt hat. Der Amtsvorsteher untersuchte die Sache aber nicht, sondern zeigte den Bauern wegen Beamtenbeleidigung beim Staatsanwalt an. Darauf ging der Bauer zum Landrath und machte ihm die Anzeige gegen den Gemeindevorsteher. Der Landrath sagte: „Dem Gemeindevorsteher stehe ich bei.“ Aber schließlich untersuchte der Landrath die Sache doch, und es stellte sich heraus, daß thatsächlich grobe Unregelmäßigkeiten in den Gemeinde-Büchern waren. Weshalb untersucht man solche Sache nicht gleich?

Ferner:

Ein Amtsanwalt zeigte einen freisinnigen Jagdpächter wegen Jagdvergehens an. In der Gerichtsverhandlung sagte der Jagdpächter: „Er wundere sich, daß der Amtsanwalt ihn angeklagt habe, da der Amtsanwalt selber verschiedene Jagdvergehen begangen habe. Er habe u. A. einen Hirsch in der Schonzeit geschossen.“ Was geschah nun? Wurde der Amtsanwalt angeklagt? Nein, gegen den Jagdpächter wurde vom Staatsanwalt eine Untersuchung wegen Beamtenbeleidigung eingeleitet. Die Untersuchung ergab aber, daß die Beschuldigung begründet und eine Bestrafung des Jagdpächters wegen Beleidigung nicht möglich war. Was geschah nun? Wurde jetzt der Amtsanwalt bestraft? Nein, der Staatsanwalt schlug die Anklage nieder, „weil es nicht erwiesen sei, daß dem Amtsanwalt das Bewußtsein der Strafbarkeit seines Jagdvergehens inne gewohnt habe“!! — Der Jagdpächter mußte übrigens wegen seines Jagdvergehens freigesprochen werden.

Die Binde, welche Frau Themis vor den Augen trägt, macht sie zeitweilig nicht nur blind, sondern auch schwerhörig.

Die Militärpflicht zurückgekehrter Auswanderer betreffend macht die „Voss. Ztg.“ folgende Mittheilung:

„Nach § 11 des Reichsmilitärgesetzes vom 9. Mai 1874 sind solche ehemalige Reichsangehörige, welche durch mehr als zehnjährige Abwesenheit von Deutschland zwar die deutsche Reichsangehörigkeit verloren, aber eine andere Staatsangehörigkeit noch nicht erworben haben, gestellungspflichtig, sobald sie ihren dauernden Aufenthalt wieder in Deutschland nehmen. Nach der neueren Praxis der zuständigen Behörden ist, wie wir hören, unter dauerndem Aufenthalt nicht zu verstehen eine ohne Aufgabe des Wohnsitzes im Auslande nach Deutschland erfolgte Rück-

Ein Goldmensch!

Roman in fünf Bänden
von
Mauruus Jókai.

(Nachdruck verboten.)

(91. Fortsetzung.)

Das Stubenmädchen kehrte dann in die Gesindegesellschaft zurück.

„Herren sind Pfaffen!“ rief der Diener in guter Laune aus.

„Bald Esel und bald Mönch, so wechselt die Abtschaft,“ erwiderte ihm der Portier, die heraufgebrachten Thorschlüssel in die Tasche steckend.

„Alles wäre schon gut, bekämen wir nur noch einen kleinen Punsch!“ stichelte der Kutscher.

Und wie auf Wunsch öffnete sich die Thür und es kam Fräulein Athalia, in der Hand ein Brett, auf welchem punschgefüllte Gläser klirrten und aneinander stießen wie ein gespenstiges Glockenspiel.

Das ist eine täglich willkommene Gabe, besonders aber für den heutigen erfreulichen Abend passend.

„Hoch unserem theuersten Fräulein!“ schrie das Gesinde.

Athalia setzte lächelnd das Punschbrett auf den Tisch nieder. Auf dem Brette stand ein Porzellankorb, angehäuft mit Zuckerstücken, welche aus übertriebener Delikatesse an Orangeschalen gerieben waren, so daß sie gelb erschienen und dufteten.

Frau Sophia liebt den Thee so am meisten. Viel Rum dazu, und noch mehr orangeduftenden Zucker.

„Und Du betheiligst Dich nicht?“ fragte sie ihre Tochter.

„Danke, ich trank bereits Thee mit der Herrschaft; mich schmerzt der Kopf, ich gehe schlafen.“

Damit wünschte sie der Mutter und dem Gesinde gute Nacht und ordnete noch an, sie möchten sich bald zur Ruhe legen, denn morgen stehe man früh auf.

Gierig fielen sie über den Punsch her, sowie über den Zucker, und fanden den den Abend abschließenden Nektar herrlich.

Nur Frau Sophia fand ihn nicht so.

Als sie den ersten Kaffeelöffel davon gekostet, verzog sie die Nase.

„Dieser Punsch hat ja einen eigenthümlichen Geschmack, wie jener Trank, den ärgerliche Mütter für unruhige Kinder kochen — aus Mohnköpfen.“

Und es widerte sie der Geschmack so an, daß sie nicht ferner das Glas an die Lippen zu setzen vermochte. Sie gab es dem Küchenjungen, der noch nie so etwas getrunken und dem es also herrlich schmeckte.

Sie aber sagte, daß sie von all' den Mühen des ganzen Tages sehr ermüdet sei. Auch sie band dem Gesinde auf die Seele, daß Jeder sich früh hinlege, vorher aber die Kammern gut inspizire, damit sich keine Katze zwischen die kostbaren Braten einstehle; und damit eilte sie Athalia nach.

Als sie in's gemeinsame Schlafzimmer gelangte, ruhte Athalia bereits. Die Bettvorhänge waren auseinandergezogen; sie konnte sie daher sehen, wie sie mit dem Rücken nach auswärts gekehrt und bis an den Kopf zugedeckt dalag.

Auch sie eilte, sich jetzt niederzulegen. Aber der Geruch von dem einen Löffelchen Punsch verfolgte sie auch noch hier; sie bangte, das ganze heutige Abendbrot werde daran zu Schaden kommen.

Als sie sich niedergelegt und die Kerze ausblies, schaute sie sich noch lange, auf den Arm gestützt, jene liegende Gestalt an. Und sie starrte so lange, bis sich ihre Augenlider schlossen und sie einschlief.

Und schlafend träumte sie sich zurück in die Gesindestube. Jedermann schläft. Der Kutscher liegt auf der langen Bank der Länge nach ausgestreckt, der Diener auf den Tisch hingelümmelt, der Portier auf der Diele zusammengezogen und mit dem Kopf auf einem umgeworfenen Stuhl ruhend, die Köchin im Gesindebett, das Stubenmädchen auf dem Feuerherde, von dessen Rand ihr Kopf herabhing, und der Küchenjunge unter dem Tische. Und vor Jedem lag dort das leere Punschglas. Nur sie hatte das ihre nicht ausgetrunken.

Und ihr träumte, Athalia, barfuß im Nachthemde, schleiche sich hinter sie und raune ihr in's Ohr, „warum hast Du den Punsch nicht ausgetrunken, liebe Mama? Willst Du noch mehr Zucker drein? Nimm, hier ist Zucker!“ Und sie füllte ihr das Glas bis an den Rand mit Zucker. Aber beständig blieb der widerliche Geschmack.

„Ich will nicht! Ich brauche nicht!“ sagte Frau Sophia im Schlafe. Doch Athalia führte ihr mit Gewalt das schäumende Glas an die Lippen, vor dessen Dunst ihr graute. Sie kämpft, will nicht trinken, schließlich stößt sie gewaltsam den Punschbecher weg, und mit diesem Schlage schlägt sie vom Nachttisch das Glas Wasser hinab, so daß das ganze Wasser sich über sie ergießt.

Darauf erwachte sie.

Sie glaubte noch Athalia vor sich zu sehen, mit jenen drohenden, schönen Augen.

„Athalia! Wachst Du?“ fragte sie beunruhigt.

Sie hörte keine Antwort.

Sie horcht; sie hört nicht das Athmen der im anderen Bette Schlafenden.

Sie steht bangend auf und geht zu Athalias Bett. Das Lager ist leer . . .

Sie traut im Dunkel ihren Augen nicht, sie tappt mit den Händen das Bett ab. Darin ist Niemand.

„Athalia! Athalia! wo bist Du?“ flüsterte sie von Furcht befallen.

Und dann, als ihr keine Antwort wird, durchfährt ein namenloser Schauder ihre Glieder. Es dünkt ihr, als sei sie völlig erblindet und erstarrt.

Sie vermag nicht, sich zu regen, sie kann nicht rufen.

Sie spricht blos, und dann dünkt ihr, als sei sie taub geworden.

Weder im Hause noch auf der Straße irgend ein Geräusch.

„Wo ist Athalia?“

Athalia ist dort im geheimen Lauschwinkel.

Schon lange ist's her, daß sie dort weilt.

Daß das Weib so lange jenes Gebet auswendig lernt!

Schließlich macht Timea das Buch zu und seufzt tief auf.

Dann nimmt sie ihren Handleuchter und untersucht die Thüren, ob sie auch gut geschlossen sind. Auch hinter die herabgelassenen Fenstervorhänge blickt sie. Die Worte ihres Bräutigams haben schon die Furcht in ihr Herz gepflanzt.

Das Licht erhebend, blickt sie rings an den Wänden herum; kann man hier nicht irgendwo hereinkommen?

Sie sieht nichts. Und blickt doch Jener grade in's Auge, die auf sie lauert . . .

Jetzt geht sie an ihren Toilettentisch und löst sich die Haarflechten auf, windet sich dieselben um's Haupt und drückt sie durch eine netzförmige Haube nieder, damit sie nicht auseinander fallen.

Auch etwas Eitelkeit lebt in der Frau. Damit ihr Hände und Arme weiß und zart bleiben, reibt sie dieselben mit duftender Salbe ein und zieht darüber armlange Handschuhe von Hirschleder.

Dann entkleidet sie sich und nimmt das Schlafgewand. Bevor sie sich aber legt, tritt sie an ihr Bett, öffnet ein darüber hängendes Kästchen und nimmt einen Säbelgriff heraus, an dem noch ein Theil der abgebrochenen Klinge zu sehen ist. Das Ding schaut sie zärtlich an und drückt es an den Busen. Dann küßt sie es. Zuletzt steckt sie es sich unter's Kissen. Sie pflegt damit zu schlafen.

Athalia sieht alles das!

Dann löscht Timea das Licht und Athalia sieht nichts mehr.

Nur das Schlagen der Uhr hört sie noch.

Es schlägt 1 Uhr und drei Viertel.

Sie hat Geduld und wartet . . .

Sie rechnet sich aus, erst wenn der erste Schlaf über die Augen kommt, dann ist die Zeit da. — Aber eine Viertelstunde ist jetzt doch eine Ewigkeit!

Die Uhr schlägt 2 nach Mitternacht . . .

Das St. Georgsbild rückt von der Stelle sammt seinem Drachen, der noch immer nicht erstochen ist. — Athalia tritt aus ihrem Versteck. Sie geht barfuß, selbst der Boden hört ihre Tritte nicht.

In der Stube ist es dunkel, die Fenster sind geschlossen, die Vorhänge herabgelassen.

Langsam, tastend kommt sie vor.

Timeas tiefes Athmen im Schlafe führt sie bis an's Bett . . .

Ihre tastende Hand trifft das Kissen, auf welchem Timea ruht.

Sie greift unter das Kopfpolster; dort geräth ihr ein kalter Gegenstand in die Hand; der Säbelgriff mit halber Klinge . .

Ach, mit dem kalten Eisen durchglüht Höllenwärme ihre Adern.

Sie faßt den Griff in die Faust.

Behutsam zieht sie sich die Klinge durch die Lippen. Sie spürt die Schärfe derselben.

Aber dunkel ist es, man kann die Schlafende nicht sehen.

Und jetzt schläft sie so geräuschlos, daß nicht einmal ihr Athem zu hören ist.

Der Hieb aber muß gut bemessen werden . . .

Athalia neigt den Kopf nach vorn und horcht.

Jetzt regt sich die Schlafende ein wenig und im Traume seufzt sie: „O mein lieber Gott!“ . . .

In diesem Momente schlägt die Säbelklinge dort nieder, von wo der Seufzer kam.

Aber der Hieb war nicht tödtlich; Timea hatte sich im Schlafe mit dem rechten Arm den Kopf bedeckt und so geschützt, daß der Säbelhieb nur ihr Handgelenk traf.

Der scharfe Stahl durchhieb das Hirschleder der Handschuhe und verwundete Timeas Hand.

Auf diesen Hieb schrie die Schlafende auf und erhob sich auf den Knieen im Bette.

(Fortsetzung folgt).